




Stefan Naglis · Der Schrei der Möwe





Einen erholsamen Italienurlaub hatte er sich gewünscht, der Schweizer Privatdetektiv David Klein, um Abstand von seiner zerrütteten Ehe und dem Alkohol zu gewinnen. Doch nicht nur einer Diebstahlsserie soll er hier im Nobelhotel am Meer auf den Grund gehen, mit höchster Diskretion, versteht sich – plötzlich soll er auch das Verschwinden der jungen Gattin eines wohlhabenden älteren Gastes aufklären. Alles deutet auf ein Verbrechen hin, zumal schon bald Beweismaterial gefunden wird. Mit tatkräftiger Unterstützung durch seine Urlaubsbekanntschaft, die hübsche Anna Lundgren, nimmt David Klein die Ermittlungen auf. Als jedoch ein weiterer Mord passiert, gerät der Ermittler selbst in größte Schwierigkeiten. Alle Indizien sprechen gegen ihn – und mit einem Mal steht nicht nur sein Job auf dem Spiel ...



Stefan Naglis wurde 1958 geboren, machte eine Ausbildung als Informatik-Projektleiter und arbeitete viele Jahre als selbständiger IT-Spezialist. Sein erster Roman „Der Schatten des Geldes“ wurde mit dem Zürcher Krimipreis ausgezeichnet. „Der Schrei der Möwe“ ist sein dritter Roman.



Stefan Naglis

Der Schrei der Möwe



PENDRAGON

Für Beata

Die Hitze war beinahe unerträglich. Ich spürte, wie sich Schweißperlen auf meiner Stirn bildeten. Die Sonne brannte erbarmungslos auf das Blechdach des Wagens und mir ging der Gedanke durch den Kopf, ab welcher Temperatur wohl ein menschliches Gehirn zu schmoren begann.

„Haben Sie keine Klimaanlage?“, fragte ich den Fahrer. Meine Stimme klang gereizt.

„Ist kaputt.“ Der Fahrer zuckte bloß mit den Schultern.

Typisch, dachte ich. Ausgerechnet in diesen Wagen hatte ich steigen müssen.

Durch das Seitenfenster betrachtete ich die vorbeiziehende Landschaft. Es hatte sich nichts verändert. Alles sah immer noch so aus, wie ich es in Erinnerung hatte. Wie lange war das nun schon her? Dreißig Jahre? Die Zeit schien hier stehen geblieben zu sein. Die holprige, mit Löchern und Flickern durchzogene Landstraße, die Schatten spendenden alten Platanen, die die Straße säumten, die alten Villen, die inzwischen teilweise mit neuer Farbe übertüncht worden waren.

„Sind Sie das erste Mal hier?“ Die Frage des Fahrers riss mich aus meinen Gedanken.

„Nein, ich war schon öfters hier, aber das ist schon lange her.“ Mein Mund war trocken und ich fuhr mit der Zunge über die Lippen.

„Ah, deshalb sprechen Sie unsere Sprache so gut.“
Der Fahrer musste meinen Akzent bemerkt haben. Er musterte mich im Rückspiegel, an dem ein schwarzer Rosenkranz unruhig hin und her baumelte.

Mit einem gewissen Missfallen bemerkte ich die Löcher in seinem Hemd, durch die die braun gebrannte Haut zu sehen war. Der aufdringliche Geruch eines Gemischs aus billigem Rasierwasser und Schweiß stieg mir in die Nase. Ich kurbelte das Seitenfenster herunter.

„Ist Ihnen nicht gut?“ Der Fahrer schien besorgt.
„Soll ich anhalten?“

Ich machte eine abweisende Handbewegung.
„Nein, nein. Alles in Ordnung.“

Zwischen den Alleebäumen hindurch konnte man jetzt die weite, offene Landschaft sehen. Die rechteckig angelegten Gemüsefelder, die manchmal durch Reihen von schmalen Zypressen abgetrennt waren. Dann und wann tauchte ein alter Hof aus roten Backsteinen auf. Auf vielen Feldern waren Bewässerungsanlagen im Einsatz.

„Verdammte Hitze.“ Der Fahrer versuchte die Unterhaltung fortzusetzen. „Es hat schon seit mehr als zwei Monaten nicht mehr geregnet. Das ist nicht normal für diese Jahreszeit. Die Wetterfrösche meinen, dass es einen sehr heißen Sommer geben wird und die Bauern haben sich bereits über eine schlechte Ernte beklagt. Wie auch immer, wenigstens für den Tourismus ist das Wetter gut.“


Ich beobachtete, wie dem Fahrer Schweißperlen die Schläfe hinunterrannen. „Woher kommen Sie?“ , fragte er. Anscheinend hatte er meine Reserviertheit bemerkt, denn er fügte sogleich hinzu: „Wenn ich fragen darf.“

„Aus der Schweiz“, antwortete ich knapp, schaute demonstrativ aus dem Fenster und hoffte, dass der Fahrer endlich merken würde, dass ich keine Lust auf eine weitere Unterhaltung hatte. „Wie weit ist es noch?“, fragte ich, um ihn von weiteren unangenehmen Fragen abzulenken.

„Die Via Fiori hinunter, dann rechts zur Via Attica, wieder rechts durch die Via San Cristobal. Dort gibt es eine Baustelle, die wir umfahren müssen. Diese verdammten Baustellen. Immer werden irgendwo die Straßen aufgerissen ...“



Ich hörte schon nicht mehr zu, denn eigentlich interessierte es mich überhaupt nicht. Wenn du in Eile bist, frag nie einen Taxifahrer nach dem Weg, dachte ich, und amüsierte mich innerlich über meine humoristische Erkenntnis und darüber, dass ich den Fahrer erfolgreich hatte ablenken können.

Als wir endlich in die Einfahrt zum Hotel einbogen, seufzte ich erleichtert und betrachtete die weißen Mauern, welche die Hotelanlage umgaben. Der Wagen hielt ruckartig und mit kreischenden Bremsen an. Ich reichte ein paar Geldscheine nach vorne. „Stimmt so“, sagte ich und stieg aus.



Der Fahrer holte den Koffer aus dem Kofferraum, stellte ihn neben den Wagen und wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von Stirn und Nacken. „Einen schönen Aufenthalt“, wünschte er, stieg wieder ein, startete durch und hinterließ eine dunkelbraune Abgaswolke. Ein paar Tauben flatterten davon.

Ich nahm den Koffer und schritt durch den weißen Torbogen, auf dem in großen, goldenen Lettern „Hotel Eleonora“ geschrieben stand. Im Innenhof blieb ich im Schatten eines großen Baumes einen Moment stehen und atmete die frische Luft ein. Es roch nach frisch geschnittenem Gras. Die Mitte des Hofes zierte ein kleiner Goldfischeich, in dem ein Springbrunnen plätscherte. In der Ferne hörte man das Meer rauschen.



Das Hotel war alt, aber gut erhalten. Es machte einen sehr gepflegten Eindruck mit der weiß getünchten Fassade, den roten Dachziegeln und dem kleinen Türmchen, auf dessen Spitze ein goldener Wetterhahn thronte. Plötzlich war mir, als wäre ich zurück in meine Kindheit katapultiert worden. All jene Erinnerungen waren wieder da, die schon seit Langem verblasst zu sein schienen. Mit Wehmut erinnerte ich mich an jene glücklichen und unbeschwerten Tage.

Die Hotelanlage lag wie verlassen da, ein Relikt aus einer unwirklichen, fernen Zeit. Ich ließ diese friedliche Ruhe auf mich wirken und mir wurde bewusst, dass ich mich danach gesehnt hatte. Ich hatte

absichtlich in einer Zeit gebucht, in der nicht viele Gäste zu erwarten waren.

Ich nahm den Koffer, schritt an rosa blühenden Oleanderbüschen vorbei und stieg ein paar Stufen hinauf zum Hoteleingang. Dort stieß ich die schwere gläserne Pendeltür auf.

„Guten Tag, mein Herr“, wurde ich freundlich begrüßt. Der Mann an der Rezeption lächelte mir entgegen und faltete die Hände wie zum Gebet.

„Mein Name ist David Klein. Ich habe ein Zimmer gebucht.“

„Einen Moment, bitte.“ Der Mann blätterte elegant in einer Liste. Er trug einen perfekt geschnittenen Anzug mit Krawatte und die glänzend pomadigen, schwarzen Haare wurden durch einen millimetergenauen Seitenscheitel geteilt. „Mario Bernasconi“ stand auf dem goldenen Namensschild an seinem Revers.

„Ah, ja, herzlich willkommen, Herr Klein“, sagte er mit vornehmer, leicht schräger Kopfhaltung. „Nummer 112. Könnten Sie bitte noch dieses Formular ausfüllen?“

Ich trug meine Personalien ein und schob das Formular wieder zurück über den Tresen.

„Ah, Sie sind von Beruf Privatdetektiv?“ Mario sah erstaunt vom Formular auf und blinzelte auffällig mit seinen langen Wimpern. „Das ist ja höchst interessant. Ich bin nämlich ein großer Fan von Detektivromanen. Sherlock Holmes, Hercule Poirot, Miss Marple. Ich habe sie alle gelesen.“

Ich musste lachen. „Die Realität sieht leider etwas weniger spektakulär aus.“

„Aber Sie tragen doch bestimmt eine Waffe, nicht wahr?“ Mario sah mich mit erwartungsvollem Blick an.

„Nein, ich habe keine Waffe“, entgegnete ich, um weitere peinliche Fragen zu vermeiden. Ich besaß zwar einen Waffenschein, hatte aber meine Pistole zu Hause gelassen.

Dann hörte ich hinter mir eine tiefe, sonore Stimme: „Guten Tag Herr Klein, lange ist's her.“

Ich drehte mich um und vor mir stand ein etwas untersetzter Mann Mitte sechzig, mit schütterem grauem Haar und Schnurrbart, der mir lachend die Hand entgegenstreckte. „Wie geht es Ihren Eltern? Können Sie sich an mich noch erinnern?“

Ich musste einen sehr überraschten Eindruck gemacht haben, denn er fuhr fort: „Nein, er kann sich nicht mehr an Herrn Cavallo erinnern, nicht wahr?“

Jetzt erkannte ich ihn wieder. Cavallo, der Hoteldirektor. Bilder von damals tauchten vor meinem inneren Auge auf. Meine Eltern hatten oft mit Cavallo bei einer guten Flasche Chianti beisammengesessen. Sie hatten manchmal bis tief in die Nacht hinein gesungen, gefeiert und tiefgründige Gespräche geführt, an deren Inhalt ich mich nicht mehr erinnern konnte. Damals hatte Cavallo noch schwarzes Haar und einen imposanten Schnurrbart gehabt. Ja, Herr Cavallo war in der Zwischenzeit alt geworden.

„Ja, ich erinnere mich.“ Ich schüttelte ihm die Hand.

Mario verfolgte unsere Unterhaltung gespannt.

„Sie hatten mir damals gezeigt, wo die Zwergseeschwalben nisten“, sagte ich.

„Ja, ja. Sie waren ein großer Vogelfreund. Haben die ganze Zeit am Strand verbracht, um Seevögel zu beobachten. Ich kann mich gut erinnern.“

Wir lachten und Cavallo umarmte mich herzlich und klopfte mir freundschaftlich auf den Rücken.

„Wie geht es Ihren Eltern?“, wollte er wissen.

„Es geht ihnen gut. Mein Vater ist seit ein paar Jahren pensioniert. Aber mir scheint, er ist jetzt noch mehr beschäftigt als vorher, als er noch gearbeitet hat.“

„Wissen Sie, Ihre Eltern waren für mich immer das perfekte Paar. Man hatte immer den Eindruck, als wären sie frisch verliebt. Obwohl sie doch damals schon viele Jahre zusammen waren.“ Cavallo unterstrich seine Aussage mit einer bedeutungsvollen Handbewegung und zog hochachtungsvoll die buschigen Augenbrauen hoch. „Und was machen Sie? Sind Sie verheiratet?“

Ich schüttelte den Kopf. „Ich bin seit Kurzem geschieden. In diesem Punkt scheine ich nicht in die Fußstapfen meiner Eltern zu treten.“

„Oh, das tut mir leid.“ Cavallo zupfte verlegen an seinem grauen Schnurrbart.

Es entstand eine für alle peinliche Pause. Deshalb

fuhr ich fort: „Nun bin ich hier, um mich von allem etwas zu erholen.“

„Wir werden unser Bestes tun, damit Sie auf andere Gedanken kommen. Fühlen Sie sich ganz wie zu Hause. Willkommen im Hotel Eleonora.“ Cavallo wandte sich an Mario, der immer noch neben uns stand und interessiert zuhörte. „Mario, bring den Koffer auf Herrn Kleins Zimmer. Welche Zimmernummer hat er?“

„Nummer 112.“

Cavallo warf Mario einen vorwurfsvollen Blick zu. „Herr Klein bekommt unser bestes Zimmer. Gib ihm Nummer 201.“

Das Zimmer war hell und geräumig. An der Wand hing ein Bild, auf dem ein Mädchen auf einer Schaukel zu sehen war. Das Mädchen erinnerte mich an meine Tochter Jenny. Eigentlich hätte sie mich begleiten sollen. Es sollten die ersten gemeinsamen Ferien ohne Silvia werden. Aber kurz vor der Abreise geschah dieser dumme Unfall mit den Inlineskates, bei dem sie sich den Arm gebrochen hatte.

Ich stellte den Koffer neben dem Bett ab. Die Tür zum Badezimmer stand offen. Auf der gegenüberliegenden Seite befand sich eine Verbindungstür zum Zimmer nebenan. Ich versuchte sie zu öffnen, doch sie war verschlossen. Ich trat auf die Terrasse hinaus. Die Aussicht auf die Küste und das Meer war atemberaubend. Mit tiefen Zügen atmete ich die frische

Meeresbrise ein und blickte auf die unendliche Weite hinaus. In einiger Entfernung war ein einsamer Fischkutter zu sehen.

Entspannt ließ ich mich in einen der beiden gelb gestreiften Liegestühle fallen. Endlich Urlaub, dachte ich. Endlich weg von allem. Diese Ferien hatte ich mir redlich verdient. Seit zwei Jahren hatte ich mir keine mehr gegönnt. Zuerst die Probleme mit der schlechten Auftragslage und dann die Scheidung, die mir gewaltig zugesetzt hatte. Nie hätte ich es für möglich gehalten, dass es einmal so weit kommen könnte. Obwohl es schon einige Warnsignale gegeben hatte, die ich aber ignoriert hatte. Oder hatte ich sie einfach nicht wahrhaben wollen? Als es dann so weit war, traf es mich wie ein Faustschlag.

„Ich will mich scheiden lassen.“

Silvia und ich hatten beim Abendessen gesessen. Jenny war bei einer Schulfreundin. Es war nur dieser eine Satz, doch er sollte mein ganzes Leben verändern. Silvia hatte ihn ohne große Emotionen ausgesprochen, als hätte sie es vorher schon tausend Mal geübt. Es waren nur fünf Worte, doch sie hatten mich tief getroffen, mitten ins Herz. Ich hatte nur dagesessen und nichts gesagt, konnte nichts sagen. Aber ich wusste, dass sie es ernst meinte. Und wenn sie sich für etwas entschieden hatte, dann ließ sie sich von nichts in der Welt davon abbringen. Da war ich mir ganz sicher.



An diesem Abend war ich in eine schummrige, kleine Bar im Niederdorf gegangen, in der mich niemand kannte. Dort hatte ich mich in eine dunkle Ecke verkrochen, um über alles nachzudenken. Aber meine Gedanken ertranken im Whisky. Ich erinnere mich noch an die rote Kerze, die vor mir auf dem Tisch stand, wie sie immer verschwommener wurde, und ich weiß nicht mehr, ob das von meinen Tränen oder vom Whisky herrührte. Wahrscheinlich von beidem. Später konnte ich mich nicht einmal mehr daran erinnern, dass mich die Polizei nach Hause gebracht hatte. An jenem Abend in jener düsteren Bar war ein wichtiges Kapitel meines Lebens für immer abgeschlossen worden.



Der Schrei einer Möwe, die nahe an mir vorbeiflog und mich neugierig bäugte, holte mich wieder in die Realität zurück. Ich erinnerte mich an die Worte meines Vaters, die er bei seiner Rede auf unserer Hochzeit gesagt hatte: „Die Ehe ist wie eine zarte Pflanze. Man muss sie immerzu hegen und pflegen, damit sie nicht verwelkt.“ Ich dachte an meine Eltern. Wie schafften sie es nur? Sie waren bereits über fünfzig Jahre verheiratet. Mein Vater sagte einmal in Anbetracht der vielen Scheidungen in der Bekanntschaft scherzhaft: „Ich bin seit über fünfzig Jahren verheiratet, und noch immer mit derselben Frau.“ Wie hatte es nur geschehen können, dass wir uns so auseinandergeliebt hatten? Es ist wie ein Krebsge-



schwür, dachte ich. Es ist unbemerkt da, ohne dass man es richtig wahrnimmt, und breitet sich heimtückisch aus, bis die Symptome erkennbar sind. Doch dann ist es bereits zu spät.

Ich sah dem Flug der Möwen nach, die in endlosen Kreisen über dem Meer schwebten. Die Wellen schwappten gegen das Ufer und es war kein Wölkchen am Himmel zu sehen. Ich fühlte mich plötzlich einsam und verlassen. Ich würde gerne noch einmal von vorne anfangen, dachte ich. Einfach das Rad der Zeit um zwanzig Jahre zurückdrehen. Eine zweite Chance bekommen und nochmals neu beginnen. Jedoch mit dem Bewusstsein der Fehler, die ich in der Vergangenheit gemacht hatte. Aber es gibt nie ein Zurück. Es gibt nur ein Vorwärts. So wie der Flug der Möwen.

Etwas später spürte ich, dass ich durstig und müde war. Ich ging hinein, nahm eine Cola aus der Minibar und trank sie gierig aus. Dann ließ ich mich aufs Bett fallen.

Ich liege in einem kleinen Boot, das sanft hin und her schaukelt. Über mir am Himmel kreisen Möwen. Plötzlich höre ich jemanden rufen, immer lauter. Es ist ein Hilferuf. Jetzt erkenne ich die Stimme. Es ist Silvias Stimme. Sie ruft um Hilfe. Sie ruft meinen Namen. Ich schaue über die Boots-kante und sehe sie zwischen hohen Wellen treiben. Ich will aufstehen, doch es gelingt mir nicht. Da merke ich, dass ich an Händen und Füßen

gefesselt bin. Silvia schreit verzweifelt. Mit einem Taschenmesser in meiner Hosentasche gelingt es mir, die Fesseln zu durchtrennen. Ich strecke die Hände nach Silvia aus, kann sie aber nicht erreichen. Das Boot ist zu weit entfernt. Nun beginne ich, mit den Händen zu paddeln. Langsam kommt das Boot voran. Kurz bevor sie in Reichweite ist, versinkt ihr Körper in den Wellen. Verzweifelt greife ich ins dunkle Wasser, das eiskalt ist. Ich fühle etwas. Es ist Silvias Körper. Ich greife nach ihr, packe sie an den Schultern, ziehe sie mit aller Kraft zu mir ins Boot. Ich lege sie vorsichtig auf den Boden. Sie liegt unbeweglich auf dem Rücken, ihre Kleider sind nass, die Haare liegen in Strähnen über ihrem Gesicht. Ich beuge mich zu ihr herunter, streiche die Haare beiseite. Ich erschrecke! Es ist nicht Silvia. Es ist eine andere Frau. Sie öffnet die Augen. Ihr drohender Blick ist auf mich fixiert. Ich weiche zurück, stolpere, falle rücklings auf den Boden des Bootes. Die Frau springt unvermittelt auf und stürzt sich mit einem entsetzlichen Schrei auf mich. Ich erstarre. Sie hat ein Messer in der Hand. Sie holt aus, sie sticht zu ...

Mit einem Ruck setzte ich mich auf. Ich war schweißgebadet. Benommen sah ich auf die Uhr und stellte fest, dass ich eine Stunde geschlafen hatte. Unter der Dusche dachte ich darüber nach, was dieser Traum wohl zu bedeuten hatte.

Nachdem ich mich frisch gemacht hatte, beschloss ich, einen kurzen Spaziergang am Strand zu unternehmen. Als ich hinaus auf die Hotelterrasse trat, schien mir die tief stehende Sonne ins Gesicht. Ich hob zum Schutz die Hand über die Augen und sah mich um. Die Liegestühle waren leer und es lag eine friedliche Ruhe über der ganzen Anlage. Der Chlorgeruch des Swimmingpools vermischte sich mit dem Duft frisch gemähten Rasens. Die Strohdach-Sonnenschirme erinnerten mich an die ersten gemeinsamen Ferien mit Silvia in Tunesien und ich dachte mit Wehmut an jene glückliche Zeit zurück, als wir frisch verliebt waren.

Als ich den Strand erreicht hatte, zog ich die Schuhe und Socken aus. Ich liebte das Gefühl, den Sand zwischen den Zehen zu spüren. In einiger Entfernung lag ein Pärchen innig umschlungen im Sand. Die Sonne hatte inzwischen die Trennlinie zwischen Meer und Himmel erreicht. Die Silhouette eines großen Frachtschiffs zeichnete sich am blutroten Horizont ab. Ich setzte mich in den Sand und beobachtete das Schauspiel, wie sich die Sonne mit dem Meer vereinte und schließlich vollständig von ihm verschlungen wurde.

Ich schloss die Augen und atmete die frische Meeresluft tief ein. Nur das regelmäßige Rauschen der Wellen und dann und wann der Schrei einer Möwe

war zu hören. Allmählich kam ich zur Ruhe. Spann aus, sagte ich zu mir. Spann endlich aus. Da kam mir Tom in den Sinn.

„Spann endlich aus. Du hast es dringend nötig“, hatte Tom zu mir gesagt, als wir uns wie so oft in einer Bar getroffen und ich ihm vom aktuellen Stand meiner Scheidung erzählt hatte. „Und leg dir endlich eine Freundin zu.“


Thomas Benz kannte ich seit der Aspiranten-Ausbildung bei der Kantonspolizei Zürich. Wir waren ein gutes Team, hatten einige bedeutende Fälle bei der Drogenfahndung gelöst und einen Drogenring aufgedeckt. Bis zu jenem verhängnisvollen Tag im November. Es war schon dunkel und regnete in Strömen. Meine Kleider waren durchnässt, als wir in das alte Gebäude eindringen und vorsichtig die Treppe hinauf zur Wohnung im dritten Stock stiegen. Vor der Wohnungstür blieben wir einen Moment stehen und lauschten. Ich fühlte den Puls in meinen Schläfen hämmern. Von drinnen war nichts zu hören. Die schwache Lampe im Korridor zeichnete seltsame Schatten an die Wand.

„Aufmachen, hier ist die Polizei!“ Meine Stimme hallte im Treppenhaus wider. Nichts rührte sich. Wir warteten einen Moment.

„Polizei! Machen Sie auf!“

Immer noch nichts. Wieder warteten wir.

Ich warf einen Blick zu Tom hinüber, der ange-



spannt auf der anderen Seite der Tür stand. In diesem Moment hörte ich ein Geräusch von Innen. Jemand hantierte an der Tür herum. Das Schloss klickte. Wir zogen gleichzeitig unsere Waffen und richteten sie auf die Tür. Die Klinke wurde heruntergedrückt und die Tür öffnete sich langsam einen Spalt weit. Ich stieß sie mit einem Fußtritt auf und stürzte mit erhobener Waffe in die Wohnung. Tom blieb stehen und gab mir Rückendeckung. Mir gegenüber im Flur stand eine nur leicht bekleidete junge Frau mit bleichem Gesicht. Die Angst stand in ihren Augen. Sie hielt die Hände über dem Kopf und zitterte am ganzen Leib.

„Wo sind die anderen?“, fragte ich.


Sie richtete den verängstigten Blick in die Wohnung.

Ich wies sie an, sich auf den Boden zu legen und die Hände über den Kopf zu halten.


„Pass auf sie auf“, rief ich Benz zu, während ich mich vorsichtig weiter in die Wohnung vorwagte.

Direkt neben der Eingangstür war die Toilette. Sie war leer. Ich betrat das Wohnzimmer. Niemand war zu sehen. Ein Sofa, zwei Sessel, ein laufender Fernseher. Dann bemerkte ich die Tür, die ein wenig offen stand. Vorsichtig näherte ich mich. Ich trat mit dem Fuß dagegen und ging in die Hocke, die Waffe in den Raum gerichtet. Das Zimmer war dunkel und ich konnte nichts erkennen.

„Kommen Sie mit erhobenen Händen raus!“, rief ich hinein. Nichts bewegte sich. Da durchfuhr




mich ein Gedanke wie ein Stromstoß. Wir hatten die Schutzwesten im Wagen liegen lassen. Ein Fehler, der mir nicht hätte passieren dürfen. Eine lähmende Angst packte mich plötzlich. In mir stieg eine Vorahnung auf. Der Horror, der mich schon oft aus dem Schlaf gerissen hatte. Angeschossen zu werden. Ich spürte, wie mir eine eisige Kälte den Nacken hinunterlief und wie meine Hände zu zittern begannen. Aber ich kämpfte dagegen an. Es war nicht das erste Mal, dass ich mich in einer lebensbedrohlichen Situation befand. Ich musste mich aus dieser lähmenden Umklammerung der Angst befreien und sie überwinden. Ich machte einen gewaltigen Satz durch die Tür ins Zimmer und legte mich flach auf den Boden, die Waffe schussbereit in der Hand. Durch das hereinfallende Licht konnte ich direkt neben mir ein leeres Bett erkennen. Ich blieb auf dem Boden liegen und wartete ein paar Sekunden, bis sich meine Augen einigermaßen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Gleichzeitig lauschte ich angestrengt auf jedes Geräusch im Raum. Totenstille. Vorsichtig ließ ich meinen Blick durch den Raum schweifen. Auf der anderen Seite befand sich ein hoher Schrank. In der gegenüberliegenden Ecke stand eine schirmförmige Stehlampe. Neben dem Schrank war etwas, das ich zuerst nicht richtig erfassen konnte. Doch dann erkannte ich es im Dunkeln. Es war eine weitere Tür, die offen stand. Fluchend sprang ich auf. Ich riss die Tür ganz auf, betrat einen Korridor und konnte ge-





rade noch einen Schatten erkennen, der um die Ecke verschwand. Er entkommt mir!, dachte ich und setzte hinterher. Als ich das Ende des Korridors erreicht hatte und um die Ecke bog, sah ich eine Gestalt die Treppe hinunterflüchten. Ich folgte ihr, stolperte über die Stufen, konnte mich gerade noch am Geländer festhalten. Das Treppenhaus war schlecht beleuchtet. Dann ging alles blitzschnell. Der Mann vor mir drehte sich plötzlich um, er schien etwas in der Hand zu halten. Die Erkenntnis durchfuhr mich wie ein Blitz. Er hat eine Waffe! Reflexartig hob ich die Pistole und gab zwei Schüsse ab. Der Mann sackte in sich zusammen und blieb auf der Treppe liegen.

Diese wenigen Sekunden veränderten mein ganzes Leben.




Später stellte sich heraus, dass es sich um einen Familienvater mit drei Kindern handelte. Er hatte in der Wohnung seine Geliebte besucht und war aus Angst vor Entdeckung geflüchtet. Der Mann war nicht bewaffnet gewesen. Bei der vermeintlichen Waffe hatte es sich um einen Autoschlüssel gehandelt. Ich wurde vom zuständigen Untersuchungsrichter wegen Selbstverteidigung in einer mutmaßlich lebensbedrohlichen Situation freigesprochen. Aber ich konnte mit dieser schweren psychischen Belastung nicht mehr umgehen. Trotz langer, intensiver Behandlung durch mehrere Polizeipsychologen entschied ich mich damals, den Dienst zu quittieren.





Ich stand auf und klopfte mir den Sand von der Hose. Das Liebespärgchen war verschwunden. Ich machte mich auf den Rückweg zum Hotel. Die Dämmerung hatte eingesetzt und eine kühle Brise war aufgekommen. Als ich die Hotelhalle betrat, verspürte ich das Bedürfnis, einen Whisky zu trinken. Wie immer versuchte ich, dieses brennende Verlangen zu unterdrücken. Nein, sagte ich mir, ich bin jetzt darüber hinweg. Ich habe mich wieder im Griff. Ich bin jetzt in der Lage, in eine Bar zu gehen, ein einziges Glas zu trinken und die Bar wieder zu verlassen. Nach der Trennung von Silvia hatte ich den Halt völlig verloren. Alkohol war meine einzige Rettung und der Mittelpunkt meines Lebens geworden. Mit dem Alkohol kamen aber auch noch andere Probleme: Konzentrationsschwierigkeiten, Schlaflosigkeit, Resignation. Ich bekam kaum noch Aufträge als Privatdetektiv und stand kurz vor dem Ruin. Aber ich hatte es aus eigener Kraft geschafft, aus dem Sumpf herauszukommen. Freiwillig hatte ich sechs Wochen in einer Entzugsklinik verbracht und am Ende hatte ich mir geschworen, höchstens ein Glas pro Tag zu trinken.



Die Hotelbar war in eine dezente Beleuchtung gehüllt. Niemand saß am Tresen. Ich setzte mich auf einen Barhocker und erinnerte mich daran, wie ich in der Entzugsklinik auf dem Bettrand gesessen und geweint hatte, den gepackten Koffer neben mir. Und wie der Pfleger hereingekommen war und auf mich

eingeredet hatte, den Koffer wieder auspacken und weiterzumachen. Nie mehr in meinem Leben werde ich so tief fallen, schwor ich mir. Damals hatte ich es mir vorgenommen. Wenn ich den Entzug erfolgreich hinter mich bringen sollte, würde ich hierher zurückkehren. An jenen Ort, an den ich so viele schöne Kindheitserinnerungen hatte. Diese Erinnerungen tauchten immer wieder in meinen Meditationsübungen auf und an sie hatte ich mich geklammert. Sie waren gleichsam der Schlüssel für meinen Entzugserfolg.

„Was darf's sein?“ Es war eine sympathische Frauenstimme, die mich auf Italienisch ansprach. Ich blickte auf und sah in ihre dunkelgrünen Augen. Für einen Moment war ich sprachlos und gleichzeitig fühlte ich mich von ihr angezogen.

„Haben Sie Whisky?“, hörte ich mich sagen.

„Welche Marke bevorzugen Sie?“

Ihr Parfum betörte meine Sinne. „Jack Daniel's?“ Meine Stimme klang heiser und ich räusperte mich.

„Mit oder ohne Eis?“

„Mit Eis, bitte.“

„Kommt sofort.“ Ihr Lächeln raubte mir den Atem. Ich betrachtete sie von der Seite. Meine Augen wanderten über ihre schlanke Figur. Das kastanienrote Haar umschmiegte ihren zarten Hals. Fasziniert sah ich ihr zu, wie sie das Getränk zubereitete.

Sie stellte das Glas vor mich auf die Theke. „Woher kommen Sie?“

„Aus der Schweiz. Aus Zürich.“ Ich spürte, wie mir das Blut in die Wangen schoss.

Zu meinem großen Erstaunen wechselte sie jetzt von Italienisch zu Deutsch. „Dann können wir uns ja in Ihrer Sprache unterhalten.“

„Sie sprechen Deutsch?“

„Meine Mutter ist Deutsche, sie stammt aus Hamburg. Ich bin zweisprachig aufgewachsen. In der Schweiz war ich nur einmal. Auf dem Flughafen in Zürich. Eine Zwischenlandung. Mir ist aufgefallen, dass dort alles sehr sauber und ordentlich war.“

„Ja, das ist es wirklich. Von den Straßen könnte man glatt essen. Und woher kommen Sie?“

„Ich komme aus Schweden.“

„Tatsächlich? Eine rothaarige Schwedin?“ Ich hob erstaunt die Augenbrauen. „Ich dachte, alle Schweden seien blond?“

„Es gibt Ausnahmen.“ Sie lächelte und strich sich die Haare aus der Stirn. „Es hat ja auch nicht jeder Schweizer eine eigene Bank, nicht wahr?“

Wir mussten beide lachen.

Ich nahm einen großen Schluck. Dann fuhr ich fort: „Und was verschlägt eine Schwedin nach Italien?“

Sie legte die Stirn in Falten. „Das ist eine lange Geschichte, die mit einer großen Liebe beginnt und mit einer großen Enttäuschung endet.“

Ich bemerkte die Traurigkeit in ihrer Stimme. „Da scheinen wir beide eine ähnliche Erfahrung hinter

uns zu haben“, erwiderte ich. „Ich bin hierhergekommen, um mich von allem zu erholen.“

„Sie haben auch eine Enttäuschung hinter sich?“

„Das könnte man so sagen.“ Ich kratzte mich verlegen am Kinn.

„Das tut mir leid. Da sind wir ja sozusagen Leidensgenossen und können uns gegenseitig etwas Trost spenden.“

Ihre zweideutige Anspielung machte mich etwas verlegen, weshalb ich fortfuhr, ohne weiter darauf einzugehen. „Ich war früher als kleiner Junge mit meinen Eltern jedes Jahr hier. Aber das ist schon über dreißig Jahre her. Es ist eine seltsame Erfahrung, nach so langer Zeit wieder an einen Ort zurückzukehren. Man hat alles viel größer in Erinnerung und man fühlt sich irgendwie in diese Zeit zurückversetzt.“

Ein älteres Paar betrat jetzt den Raum und nahm am anderen Ende der Bar Platz.

„Entschuldigen Sie mich bitte.“ Sie wandte sich den neuen Gästen zu.

Ich hob das Glas und betrachtete die goldbraune Flüssigkeit. Die Eiswürfel hatten sich schon fast aufgelöst. Ich beobachtete die neuen Gäste am anderen Ende der Bar, die gerade ein Bier bestellten. Beide waren etwas korpulent und hatten von der Sonne leuchtend rot gefärbte Gesichter.

Ich trank aus und starrte in mein Glas, das so leer war wie ich selbst. Der Whisky war gut und ich überlegte einen kurzen Moment, einen zweiten zu

bestellen. Doch ich erinnerte mich an mein eigenes Versprechen, nur ein einziges Glas zu trinken.

„Noch ein Glas?“ Sie stand wieder vor mir und mir fiel auf, dass ich noch immer nicht wusste, wie sie hieß. Ich wollte nichts mehr trinken, hatte aber auch keine Lust, schon zu gehen. „Nein, danke. Aber ich wüsste gern Ihren Namen.“

„Ich heiße Anna Lundgren. Und Sie?“

„David Klein.“ Ich reichte ihr die Hand. Ihr kräftiger Händedruck überraschte mich.

„Sind Sie jeden Abend hier?“, fragte ich.

„Nein, ich wechsele mich mit einer Kollegin ab. Mir gefällt es so, denn dadurch sind wir sehr flexibel, je nachdem, wer gerade etwas vorhat. Wir verstehen uns sehr gut. Sie kommt hier aus der Gegend.“

Ich betrachtete sie fasziniert und sie schien es bemerkt zu haben.

„Und was machen Sie beruflich?“ Sie wollte anscheinend von ihrer Person ablenken. Schnell hob sie die Hand. „Warten Sie! Lassen Sie mich raten.“ Sie musterte mich kritisch. „Sie sind Bankdirektor.“

„Falsch geraten“, entgegnete ich. „Ich bin Schokoladenfabrikant.“ Ich machte eine kurze Pause und als ich ihr verdutztes Gesicht sah, konnte ich mein Lachen nicht mehr zurückhalten. „Das war ein Scherz. Aber es würde gut zu einem Schweizer passen, nicht wahr?“

Anna musste auch lachen und schüttelte den Kopf, weil sie auf meinen Scherz hereingefallen war.

„Früher war ich bei der Polizei“, fuhr ich fort.
„Dann habe ich eine eigene Detektei gegründet.“

Sie sah mich überrascht an. „Heißt das, Sie sind Privatdetektiv?“

Ich nickte und griff automatisch nach meinem Glas, das aber leer war.

„Interessant. Ich dachte immer, das gibt es nur in Amerika.“

„Sie würden sich wundern, wie vielen Privatdetektiven Sie schon über den Weg gelaufen sind, ohne dass Sie es bemerkt haben.“

Sie schien zu überlegen. „Sie spüren also Mörder und Verbrecher auf?“

Ich schüttelte schmunzelnd den Kopf. „Sie haben zu viele amerikanische Krimiserien gesehen. Die Realität sieht etwas anders aus. Bei den meisten Aufträgen handelt es sich um die Suche oder Überwachung von Personen. Die Auftraggeber sind oft eifersüchtige Ehemänner und Ehefrauen, die viel Geld dafür bezahlen, dass ihre Befürchtungen bestätigt werden. Manchmal stellt sich auch heraus, dass der Verdacht unbegründet war. Das ist aber eher die Ausnahme. Es kann vorkommen, dass ich beauftragt werde, Nachforschungen anzustellen in Fällen, bei denen die Polizei oder die Staatsanwaltschaft nicht weitergekommen ist und die Ermittlungen eingestellt wurden. Das sind dann die interessanten Fälle, die aber leider nicht sehr häufig vorkommen.“

Anna hatte das Kinn auf ihre Handfläche gestützt

und hörte mir gespannt zu. „Das klingt ja wahnsinnig spannend. Vielleicht werde ich Sie eines Tages auch engagieren.“ Doch dann winkte sie mit der Hand ab. „Aber vermutlich kann ich mir das gar nicht leisten.“

„Solche Aufträge sind nicht gerade billig. Aber schließlich muss ich ja auch meinen Lebensunterhalt verdienen. Ihnen mache ich aber gern einen Freundschaftspreis.“

Jetzt meldete sich der Mann mit dem roten Gesicht, um zu zahlen. Anna ging zu ihm herüber. Ich stand auf und suchte die Toilette. Als ich mir die Hände wusch und in den Spiegel blickte, bemerkte ich, dass ich nicht rasiert war. Ich lachte und dachte, dass ich mich bereits an das *dolce far niente* gewöhnt hatte. Als ich die Bar wieder betrat, musste ich feststellen, dass niemand mehr anwesend war. Auch Anna war nicht zu sehen. Ich schaute auf die Uhr. Es war kurz nach elf.

Auf meinem Zimmer setzte ich mich im Dunkeln auf die Terrasse und hörte dem Rauschen der Wellen zu. Ich musste an Anna denken und gleichzeitig spürte ich ein kribbelndes Gefühl in der Magengegend. Es war ein Gefühl, das ich schon seit langer Zeit nicht mehr verspürt hatte. Dann kam mir in den Sinn, dass ich vergessen hatte, meinen Whisky zu bezahlen.

Das Handy klingelte, als ich gerade unter der Dusche stand. Ich sprang heraus, wickelte mir das Handtuch

um die Hüften und zog das Handy aus meiner Jacke, die auf dem Bett lag.

„Hallo Papa.“

„Hallo Jenny. Wie geht es deinem Arm?“

Sie schnaubte. „Manchmal werde ich fast verrückt. Weißt du, wenn es juckt und ich nicht kratzen kann.“

„Schmerzen hast du keine mehr?“

„Nein. Ein paar Freunde haben auf dem Gips unterschrieben und lustige Zeichnungen darauf gemalt. Deine Unterschrift fehlt noch. Hast du ein schönes Zimmer?“

„Ich habe eine tolle Aussicht auf das Meer. Schade, dass du nicht hier sein kannst. Es würde dir bestimmt gefallen.“

„Ja, schade. Bitte schreib mir eine Karte. Und wirst du mir ein paar schöne Muscheln mitbringen?“

„Versprochen.“ Ich zögerte einen Moment. „Wie geht es Mama?“

Ihr Schweigen machte mich stutzig. „Ist etwas passiert?“, fragte ich besorgt.

Wieder Schweigen. Dann ein tiefes Seufzen am anderen Ende. „Du wirst es ja sowieso irgendwann erfahren“, sagte sie. „Es gibt da einen Typen. Er ist Architekt, glaube ich. Sie gehen manchmal zusammen aus. Er ist zwar ganz nett, aber mir ist er zu schleimig. Ich weiß nicht, was Mama an ihm findet. Er ist dick und hat eine Glatze.“

Mir hatte es die Sprache verschlagen. Wir waren kaum ein paar Monate geschieden und schon hat-

te sie sich einen Anderen geangelt. Verdammt, wie konnte sie mir nur so etwas antun?

„Papa? Bist du noch da?“

„Ja, ich bin noch da.“

„Ich muss jetzt Schluss machen. Ich wünsch dir schöne Ferien. Rufst du mich mal an?“


„Ja, mache ich.“

„Tschüss.“

Ich stand wie erstarrt da. Das Handtuch hatte sich inzwischen gelöst und lag auf dem Boden. Wasser tropfte von meinem Körper auf den Teppich. Ich hielt noch immer das Handy am Ohr und starrte geistesabwesend an die Wand. Ich konnte es einfach nicht glauben. Silvia war mit einem Anderen zusammen. Eine tiefe Enttäuschung überkam mich. Und plötzlich stieg eine ohnmächtige Wut in mir auf. Es war die Machtlosigkeit, die mich rasend machte. Ich kam mir betrogen und hintergangen vor. Ich brüllte wie ein Wahnsinniger und schlug mit der Faust auf den kleinen Tisch, der neben dem Fenster stand. Wie wild schlug ich darauf ein. Meine Knie zitterten und ich sackte zu Boden. Ich kniete nackt auf dem Teppich und weinte.


3

Die hämmernden Kopfschmerzen waren das Erste, das ich wahrnahm, noch bevor ich die Augen öff-




nete. Diese verdammte Migräne, dachte ich, nicht einmal in den Ferien bleibe ich davon verschont. Ich überlegte, ob der Grund für die Kopfschmerzen der Whisky von gestern Abend war. Ich hatte schon lange keinen Alkohol mehr getrunken. Meine ersten Gedanken kreisten um Anna und ich fühlte mich sogleich etwas besser, obwohl mein Schädel zu zerplatzen drohte.


Langsam stieg ich aus dem Bett, ging ins Badezimmer und suchte die Kopfschmerztabletten. Ich nahm gleich zwei auf einmal und spülte sie mit Wasser aus dem Hahn hinunter. Vorsichtig legte ich mich wieder aufs Bett und wartete, bis die Wirkung eingesetzt hatte.



Als ich das Zimmer verlassen wollte, stand plötzlich der Albtraum wieder vor meinen Augen, in dem ich gefesselt in einem Boot lag. Der Traum war so real und deutlich gewesen, dass es mich schauderte. Ich öffnete meinen Koffer und holte das alte Taschenmesser heraus, das ich noch aus meiner Rekrutenzeit besaß. Auf Reisen hatte es mir schon oft gute Dienste geleistet. Ich steckte es in meine Hosentasche und beschloss, es fortan immer bei mir zu tragen. Man kann ja nie wissen, dachte ich. Auch schlechte Träume werden manchmal wahr. Schmunzelnd erinnerte ich mich an einen Ausspruch meines Vaters: „Ein richtiger Mann trägt immer ein Messer bei sich.“



Der Speisesaal war beinahe menschenleer. Es schien, als wäre ich der letzte Gast. Das Ambiente war



einladend: weißer Marmorboden, rosa Tischtücher, auf jedem Tisch stand eine kleine Vase mit einer rosa-rotten Rose. An einem Tisch erkannte ich das Paar, das gestern Abend auch in der Bar gewesen war. Die Arme und Beine der beiden waren ebenso glühend rot wie ihre Gesichter. Ich nahm an einem Tisch am Fenster Platz und beobachtete draußen eine Bachstelze, die auf dem frisch geschnittenen Rasen nervös nach Insekten jagte.

Ich bestellte einen Kaffee und bediente mich beim Frühstücksbüffet. Das knusprige Weißbrot schmeckte vorzüglich und der Espresso ließ keine Zweifel daran aufkommen, dass es den besten Kaffee nach wie vor in Italien gab. Und um das Bild abzurunden, spielte im Hintergrund dezent eine Klaviermusik von Chopin.

Ich sah mich im Speisesaal um. An einem Tisch fiel mir ein ungleiches Paar auf. Der Mann war Mitte fünfzig und hatte grau meliertes Haar. Ihm gegenüber saß eine bildhübsche junge Frau mit schwarz gelocktem Haar, das bis zu ihren Hüften reichte. Fasziniert betrachtete ich ihr perfektes Profil. Sie musste Mitte zwanzig sein. Ein weißes Top und enge Jeans betonten ihre schlanke Figur. Ob sie Model ist oder vielleicht Schauspielerin?, dachte ich. Ich überlegte, ob der Mann ihr gegenüber ihr Vater war. Oder vielleicht ein Agent oder Regisseur? Ein boshafter Gedanke ging mir durch den Kopf, dass es sich um einen Zuhälter handeln könnte.

Ich erinnerte mich an einen Fall, in dem mich ein Zuhälter beauftragen wollte, eine seiner Prostituierten zu finden. Sie hatte sich anscheinend mit einem Freier aus dem Staub gemacht. Ich hatte den Auftrag abgelehnt. Als der Zuhälter mich unter Druck setzen wollte, hatte ich ihn etwas unsanft vor die Tür setzen müssen. Es gab gewisse Aufträge, die ich aus ethischen oder moralischen Gründen nicht übernahm. Diese Freiheit war mir wichtig und ein Grund, warum ich meinen Job gerne machte.

Das ungleiche Paar erhob sich nun vom Tisch und verließ den Saal. Fasziniert beobachtete ich den graziösen Gang der jungen Frau, bis sie verschwunden war.

Als ich die Hotelhalle betrat, winkte mir Mario von der Rezeption zu und deutete mit einer Handbewegung an, dass er mit mir sprechen wolle.

„Guten Tag, Herr Klein“, begrüßte er mich. „Entschuldigen Sie bitte, aber Herr Cavallo lässt ausrichten, dass er Sie gerne am Nachmittag sprechen würde. Würde es Ihnen um zwei Uhr passen?“

Ich sah auf die Uhr. „Ja, das ist in Ordnung. Worum geht es?“

„Das weiß ich leider nicht.“ Mario rückte sich verlegen den Krawattenknoten zurecht. „Sein Büro ist dort drüben.“ Er wies mit einem goldenen Kugelschreiber auf die gegenüberliegende Tür.

„Ich werde um zwei Uhr dort sein“, versprach ich.

Neben der Rezeption entdeckte ich einen drehbaren Ständer mit Ansichtskarten. Da kam mir in den

Sinn, dass ich Jenny eine Karte versprochen hatte. Ich fischte eine heraus, auf der das Hotel und das Meer zu sehen waren.

„Haben Sie Briefmarken fürs Ausland?“, fragte ich.

Mario nickte. „Selbstverständlich. Nur eine?“

„Ja, für meine Tochter. Sie hätte eigentlich auch mitkommen sollen, aber kurz vor der Abreise hat sie sich den Arm gebrochen.“


„Wie schade. Aber vielleicht klappt es ja im nächsten Jahr.“

Ich klebte die Briefmarke auf die Karte und steckte sie in die Jackentasche. Im nächsten Jahr?, dachte ich. Was wird wohl im nächsten Jahr sein? Vielleicht ist Silvia schon wieder verheiratet. Vielleicht fährt Jenny schon mit ihrem Freund in die Ferien. Vielleicht ...

Auf meine Bitte hin überreichte mir Mario eine Plastiktüte mit Werbeaufdruck des Hotels. Ich hatte mir vorgenommen auf Muschelsuche zu gehen.

Draußen neben dem Swimmingpool entdeckte ich das Paar mit dem Sonnenbrand. Auch der grau melierte Mann vom Morgenbüffet war da. Er lag auf einem Liegestuhl und las ein dickes Buch. Seine junge, schwarzhaarige Begleiterin war nicht in Sicht. Schade, dachte ich, ich hätte sie gerne im Bikini gesehen.

Eine starke Brise wehte mir entgegen, als ich den Strand erreicht hatte. Das Meer lag nicht mehr so ruhig da wie am Vortag. Kräftige Wellen mit weißen Schaumkronen peitschten gegen das Ufer. Ich liebte dieses Wetter. Ich zog die Schuhe aus, krepelte




die Hosenbeine hoch und folgte der Linie dem Ufer entlang, wo sich Sand und Wasser trafen. Die Wellen umspülten meine Füße und meine Schritte hinterließen Eindrücke im nassen Sand. Ich drehte mich um und sah gedankenverloren zu, wie das Meer die Spuren wieder verwischte. Was wird wohl von mir eines Tages übrig bleiben?, dachte ich. Werde ich irgendwann ebenso verschwunden und vergessen sein wie diese Fußspuren?

Ich beobachtete ein paar Austernfischer, die in einiger Entfernung hastig am Ufer entlangschritten und eifrig mit ihren langen Schnäbeln im Sand stocherten. Diese auffallenden schwarz-weiß gefiederten Vögel mit den langen roten Schnäbeln und Beinen hatte ich als Junge oft beobachtet. Obwohl sie ihre Eier einfach auf den flachen Boden legten, hatte ich nie welche finden können. Austernfischer bleiben sich ihr ganzes Leben lang treu. Die Natur hat dem Menschen manchmal etwas voraus, dachte ich.


Wegen des starken Wellengangs waren einige Muschel- und Schneckenschalen an den Strand gespült worden. Es gab sie in allen Größen und Formen und in unendlich vielen Farbvarianten und bald hatte ich die Plastiktüte gefüllt. Zufrieden dachte ich an Jenny, die sich bestimmt darüber freuen würde.


Nach diesem Sammelerfolg setzte ich mich auf einen angespülten Baumstamm, wischte mir sorgfältig den Sand von den Füßen und zog die Schuhe wieder an. Ich sah zum nahen Waldrand hinüber.



In einer Lichtung musste sich die Kolonie der Zwergseeschwalben befinden, glaubte ich mich erinnern zu können. Als ich den Waldrand erreicht hatte, zwängte ich mich durch das Gebüsch. Der Wald war hier ziemlich dicht. An einem dornigen Busch blieb ich hängen und kratzte mir die Hand auf. Ich fluchte leise und stapfte weiter, bis ich auf einen schmalen Pfad stieß. Eine aufdringliche Wespe kreiste um meinen Kopf, bis ich sie mit einigen hastigen Handbewegungen verscheuchte. Der Pfad führte als schlängelnde Linie durchs dichte Unterholz. Über mir rauschte der Wind in den Baumkronen.

Nach einer Weile blieb ich stehen. Was war das? Ich hielt den Atem an und horchte. Durch das Rauschen des Blätterwaldes waren Stimmen zu hören. Sie kamen aus der Richtung des Strands. Mein Instinkt als Privatdetektiv war erwacht und meine Neugier trieb mich voran. Ich verließ den Pfad und folgte jener Richtung, aus der die Stimmen gekommen waren. Langsam und vorsichtig bewegte ich mich durch die Büsche und achtete darauf, auf keine Äste zu treten. Als ich den Waldrand erreicht hatte, tauchte vor mir ein altes, verwittertes Bootshaus auf. Ein schmaler Steg aus Brettern führte hinüber. Hinter einem Baumstamm blieb ich stehen und horchte wieder. Nichts war zu hören. Ein Specht trommelte in der Ferne an einem Baumstamm. Waren die Stimmen aus dem Bootshaus gekommen? Oder hatte ich mir alles nur eingebildet? Ich wollte gerade umdrehen, als ich wie-





der etwas hörte. Diesmal näher und deutlicher. Die Stimmen kamen tatsächlich aus dem Bootshaus. Jemand schien zu flüstern. Das kam mir seltsam vor. Wollten sie nicht entdeckt werden? Hatten sie etwas zu verbergen? Mein Detektivgehirn fing unwillkürlich an zu arbeiten und meine Neugier trieb mich weiter an. Ich deponierte die Plastiktüte am Fuß des Baumes und schlich vorsichtig vorwärts bis zum Holzsteg. Dieser machte einen morschen Eindruck und ich prüfte zuerst die Stabilität mit einem Fuß. Schließlich balancierte ich vorsichtig hinüber, bis ich die Plattform des Bootshauses erreicht hatte. Ein unangenehmer Benzingeruch stieg mir in die Nase. Vorsichtig bewegte ich mich an der landeinwärts gerichteten Bretterwand entlang. Hier befand sich ein kleines Fenster. Ich hielt inne und lauschte wieder. Die Stimmen waren jetzt deutlich zu hören. Es waren ein Mann und eine Frau. Sie sprachen leise miteinander. Ich konnte jedoch nicht verstehen, was sie sagten. Vorsichtig beugte ich mich zum Fenster vor und versuchte einen Blick hineinzuwerfen. Die Scheibe war von innen stark verstaubt, weshalb ich nicht viel erkennen konnte. Ein altes Ruderboot, einige Metallfässer, ein paar Taue auf dem Boden. Dann entdeckte ich zwei ineinander verschlungene, nackte Beinpaare. Das Flüstern war in ein Wimmern und Stöhnen übergegangen. Verlegen zog ich den Kopf vom Fenster zurück.

Was machst du eigentlich hier?, sagte ich zu mir selbst. Es war mir peinlich. Mit schnellen Schritten



überquerte ich den Steg zurück zum Ufer. Hoffentlich hatte mich niemand beobachtet.

Ich nahm die Plastiktüte mit den Muschelschalen und ging zurück, bis ich wieder auf den Pfad stieß, von dem ich abgebogen war. Hier setzte ich meine ursprüngliche Route fort. Ich wollte die Kolonie der Zwergseeschwalben finden. Die Sonne schien manchmal zwischen den Baumkronen hindurch und malte helle Flecke auf den Boden. Zwei kleine, blau schillernde Schmetterlinge tanzten dicht über dem Boden vor meinen Füßen her.

Vor mir öffnete sich unvermittelt der dichte Wald und ich stand am Rande einer großen Lichtung. In der Mitte thronte eine gewaltige alte Eiche, die vom Blitz getroffen worden sein musste, denn es war nur noch die eine Hälfte des mächtigen Baums übrig. Ich war erstaunt, dass er eine solche Katastrophe überstanden hatte. Die Eiche stand da wie ein Mahnmal für alle vom Schicksal Getroffenen, ein Symbol, dass das Leben auch nach einer schweren Tragödie weitergeht. Ich stand eine Weile gerührt da und ließ diesen Eindruck auf mich wirken.

Da kam mir der Termin mit Cavallo in den Sinn und ich sah auf die Uhr. Ich musste mich beeilen. Auf dem Rückweg überlegte ich mir, warum mich Cavallo wohl sprechen wollte. Wollte er mit mir über die guten alten Zeiten reden? Oder hatte sich vielleicht ein Hotelgast über meinen Wutausbruch von letzter Nacht beschwert?





Um Punkt zwei klopfte ich an die Tür mit der Aufschrift Direktion.

„Ja, bitte!“, kam es von innen.

Ich trat ein. Cavallos Büro war relativ klein, aber hell und gemütlich. An den Wänden hingen mehrere goldgerahmte Rosenbilder und auf dem Schreibtisch stand ein Strauß gelber Rosen. Der ganze Raum war in einen zarten Blütenduft gehüllt.

Cavallo erhob sich von seinem Sessel und begrüßte mich freundlich. „Herr Klein. Danke, dass Sie gekommen sind. Bitte setzen Sie sich.“ Er wies mir einen Besucherstuhl zu und ließ sich wieder in den hohen Ledersessel hinter seinem Schreibtisch fallen.


„Schöne Rosen.“ Ich deutete auf den Strauß.

„Meine große Leidenschaft.“ Cavallos Augen leuchteten. „Ich habe über hundert verschiedene Rosenarten in meinem Garten und einige davon habe ich selbst gezüchtet. Dies hier ist meine neueste Kreation.“ Mit diesen Worten nahm er zärtlich eine Rosenblüte in die Hand. „Eleonora habe ich sie getauft.“ In seiner Stimme klang ein gewisser Stolz.

„Ich bin beeindruckt.“


Cavallo fing an zu philosophieren. „Die Rose verkörpert Schönheit, Qualität und Tradition. Merkmale, die ich auch in meinem Hotel sehr hochhalte.“ Er versuchte seinen Worten einen gewichtigen Ton zu verleihen und hob den Zeigefinger. „Diese Grund-






sätze habe ich von meinem Vater übernommen und mein Vater von seinem Vater. Es ist die Grundlage für unseren Erfolg. Das Hotel ist jetzt schon seit drei Generationen in unserem Familienbesitz. Darauf bin ich ganz besonders stolz. Mein Großvater hatte es vor dem Krieg gekauft. Damals war es alt und heruntergekommen. Er hat es mit seinen eigenen Händen wieder aufgebaut und renoviert und ihm den Namen seiner Frau gegeben. Eleonora. Und so heißt es noch heute.“

Jetzt fiel mir ein Wappen auf, das über Cavallos Kopf an der Wand hing. Es zeigte zwei gekreuzte Dolche. Ich deutete darauf. „Ist dies das Wappen Ihrer Familie?“



„Das ist das Wappen der Cavallos. Unser Geschlecht geht zurück bis ins sechzehnte Jahrhundert. Meine Vorfahren waren lombardische Kaufleute.“ Cavallo nahm eine Holzschachtel vom Schreibtisch, öffnete sie und hielt sie mir hin. Der angenehme Geruch von teuren Zigarren mischte sich mit dem süßlichen Rosenduft. „Aus Kuba. Beste Qualität.“ Er nickte mir aufmunternd zu.



Ich schüttelte den Kopf und hob dankend die Hand.

Cavallo nahm eine Zigarre heraus und führte sie unter seiner Nase vorbei. „Meine zweite Leidenschaft“, sagte er und zwinkerte mir mit einem Auge zu. Mit einem Streichholz zündete er die Zigarre an und lehnte sich in seinem Sessel zurück. „Nun, um auf das eigentliche Thema zu kommen.“ Seine Stim-

me wurde ernster. „Wie ich bereits sagte, wird Qualität und Tradition in unserem Hause sehr hochgehalten. Nun ist leider etwas vorgefallen, das in unserer langjährigen Geschichte noch nie vorgekommen und auch in keiner Weise akzeptabel ist.“

Ich spürte, wie meine Wangen zu glühen begannen und überlegte, was ich als Entschuldigung für meinen Wutausbruch in meinem Zimmer letzte Nacht vorbringen sollte. War etwa das Tischchen, auf das ich eingeschlagen hatte, in Mitleidenschaft gezogen worden?

Cavallo blies eine dicke Rauchwolke in Richtung Fenster und beugte sich dann zu mir vor. „Seit ein paar Wochen sind von unseren Gästen Diebstähle aus den Zimmern gemeldet worden.“ Seine Stimme war leise geworden, so als wollte er vermeiden, dass es jemand hören konnte. „Können Sie sich so etwas vorstellen, Herr Klein? In unserem ehrwürdigen Hotel. Das ist ein völlig inakzeptabler Zustand, der schleunigst behoben werden muss.“ Er lehnte sich wieder zurück, nahm einen langen Zug von seiner Zigarre und schaute nachdenklich zum Fenster hinaus.

Ich sagte nichts und wartete auf die Fortsetzung, erleichtert, dass die Angelegenheit nicht mich betraf.

Cavallo fuhr fort: „Mario hat mir erzählt, dass Sie von Beruf Privatdetektiv sind. Aus diesem Grund wollte ich mit Ihnen über dieses Problem sprechen. Ich weiß, dass Sie hier in den Ferien sind und ich möchte mich auf keinen Fall aufdrängen. Aber ich

weiß beim besten Willen nicht, an wen ich mich sonst wenden sollte. Wie Sie bestimmt wissen, ist Diskretion in einem solchen Fall oberstes Gebot. Ihnen kann ich vertrauen.“

Ich betrachtete Cavallos verzweifelten Gesichtsausdruck. Irgendwie fühlte ich mich geschmeichelt, dass er mich ins Vertrauen zog. „Lieber Herr Cavallo“, sagte ich schließlich. „Dieses Hotel war viele Jahre meine zweites Zuhause und ich verbinde es mit meinen schönsten Jugenderinnerungen. Es ist mir eine große Freude, wenn ich Ihnen in dieser Situation helfen kann.“

Cavallo schien erleichtert, er erhob sich von seinem Sessel und reichte mir die Hand. „Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll. Selbstverständlich werde ich für Ihre aufgewendete Zeit und die Auslagen aufkommen.“

„Darüber sprechen wir, wenn der Fall gelöst ist.“ Ich überlegte einen Moment. „Wie oft sind solche Diebstähle schon vorgekommen?“

„Es ist bereits das dritte Mal, dass sich Hotelgäste beschwert haben.“

„Was wurde gestohlen?“

„Soweit ich weiß, nur Bargeld.“

„Ich benötige eine Liste des Personals, das Zugang zu den Zimmern hat.“

„Ich werde Mario damit beauftragen. Ich bin sehr froh zu wissen, dass diese unerfreuliche Angelegenheit nun bei Ihnen in den besten Händen ist.“

Ich verabschiedete mich und ging durch die Hotelhalle zum Swimmingpool hinaus. Als ich an den Liegestühlen vorbeikam, hörte ich eine Stimme neben mir.

„Hallo, Sherlock Holmes!“

Sie lag im Schatten unter einem Sonnenschirm aus Stroh, trug einen hellgrünen Bikini und eine dunkle Sonnenbrille, weshalb ich sie nicht sofort erkannt hatte. Mein Blick wanderte über ihren schlanken Körper.

„Der Platz hier ist noch frei.“ Anna deutete auf den Liegestuhl neben sich.

„Tut mir leid. Ich habe Sie nicht gleich erkannt.“

Sie schmunzelte. „Wegen der Sonnenbrille oder wegen des Bikinis?“

„Wenn ich ehrlich sein soll – wegen beidem.“ Ich spürte, wie mir plötzlich heiß wurde.

„Ich hoffe, ich kann das als Kompliment auffassen?“

„Selbstverständlich.“ Ich überlegte einen Moment, wie sie das wohl gemeint haben könnte. Dann wollte ich ihr spontan ein Kompliment zu ihrem Bikini machen, ließ es aber sein und setzte mich neben sie auf den freien Liegestuhl.

„Ich habe Sie heute Morgen am Strand gesehen“, sagte sie.

Ich spürte, wie ich errötete und hoffte, dass sie es nicht bemerken würde. Hatte sie mich etwa beobachtet, als ich das Liebespäarchen im Bootshaus be-lauscht hatte?

„Sie haben Muscheln gesammelt.“

„Ach so, ja. Die sind für meine Tochter Jenny. Sie wollte eigentlich auch mitkommen, aber dann geschah dieser Unfall. Sie hat sich den Arm gebrochen.“

„Oh, das ist aber schade. Wie alt ist sie?“

„Sie ist fünfzehn.“

„Haben Sie noch mehr Kinder?“

„Nein. Vielleicht ist sie deshalb etwas verwöhnt, wie es bei Einzelkindern wohl üblich ist.“

„Und wo ist Ihre Frau?“

Auf diese Frage war ich nicht gefasst, weshalb ich zögerte.

„Entschuldigen Sie“, sagte sie schnell. „Das geht mich eigentlich nichts an.“

„Wir sind seit Kurzem geschieden.“ Ich glaubte zu bemerken, dass sich ihr Lächeln verbreiterte.

„Ich erinnere mich, dass Sie gestern Abend in der Bar so etwas angedeutet hatten.“

„Haben Sie heute frei?“ Ich versuchte das Gesprächsthema zu wechseln. Es war mir unangenehm, mit ihr über meine Beziehungsprobleme zu sprechen.

„Nein. Ich habe jetzt Pause. Die Bar hat erst ab sieben geöffnet. Kommen Sie heute Abend auch wieder vorbei?“

„Heute geht es leider nicht.“ Ich war selbst überrascht über meine spontane Antwort und wusste nicht genau, vor welcher Verlockung ich mehr Respekt hatte, vor dem Alkohol oder vor ihr. Da fiel mir ein, dass ich gestern vergessen hatte, meine Rech-

nung zu bezahlen. „Ich bin Ihnen noch einen Whisky schuldig.“ Ich kratzte mich verlegen am Kinn.

„Kein Problem. Ich hab ihn auf die Rechnung gesetzt. Zimmer 201, nicht wahr?“

Ich war erstaunt, dass sie meine Zimmernummer kannte.

Sie zog eine Zigarettenschachtel aus ihrer Strandtasche und führte eine Zigarette zu ihren roten Lippen. Ich schaute ihr fasziniert zu, wie sie die Zigarette elegant mit einem silbernen Feuerzeug anzündete.

Sie schien meinen Blick bemerkt zu haben. „Ich will schon seit einiger Zeit aufhören, aber es gelingt mir einfach nicht.“ Sie nahm einen langen Zug und blies den Rauch schräg von sich weg. Dann lächelte sie. „Aber wenigstens ein Laster muss man ja haben.“

Ich rauchte nicht. Auch Silvia hatte nicht geraucht. Eigentlich konnte ich Raucher nicht besonders leiden. Aber bei Anna wirkte es sexy und erotisch.

Ich sah mich um und entdeckte auf der gegenüberliegenden Seite des Pools die dunkelhaarige Schönheit vom Morgenbüffet. Sie lag in einem knappen weißen Bikini in einem Liegestuhl und blätterte in einem Journal. Ihr älterer Begleiter lag neben ihr und schien zu schlafen.

„Ich genieße es, manchmal selbst bedient zu werden.“ Anna winkte dem Kellner und bestellte einen Exotic Dream. „Möchten Sie auch etwas trinken?“, fragte sie.

Immer wenn ich an Alkohol dachte, sah ich vor

mir die Entzugsklinik und meine zitternden Hände. Mein Gewissen meldete sich, doch ich versuchte es dadurch zu beruhigen, dass ich mir vorgenommen hatte, nur ein einziges Glas am Tag zu trinken. „Was ist ein Exotic Dream?“, fragte ich.

Sie deutete mit ihrem Blick auf die andere Seite des Pools hinüber. „Sehen Sie die Frau im weißen Bikini dort drüben? Sie trinkt gerade einen. Zitronensaft, Orangensaft und ein Schuss Wodka, mit viel Eis. Schmeckt fantastisch.“

Ich bestellte den Drink.

„Wollen Sie nicht in den Pool springen? Das Wasser ist sehr erfrischend.“

Ich schüttelte den Kopf. „Ich bin keine Wasserratte. Es macht mir mehr Freude, am Strand zu spazieren und die Natur zu genießen.“

„Sie sind ein Naturfreund?“

„Ich war früher ein begeisterter Ornithologe. Ich kannte alle Vogelarten zuhause und auch hier am Strand.“

„Früher? Jetzt nicht mehr?“

„Familie und Beruf ließen mir keine Zeit mehr für ein Hobby. Nach der Scheidung habe ich mir dann vorgenommen, das zu ändern. So kam ich auf die Idee, nach langer Zeit wieder einmal hierherzukommen.“

Der Kellner brachte die Drinks. Sie drückte die Zigarette in einem Aschenbecher am Boden aus

„Die gehen auf mich“, sagte Anna. Der Kellner nickte.

Wir stießen an.
„Ich heiße Anna.“
„David.“

Ich sah, wie sie den Strohalm an ihre Lippen führte und es kam mir noch erotischer vor, als wenn sie rauchte.

„Kennst du die beiden dort drüben?“ Ich deutete zu der Schönheit im weißen Bikini und ihrem Begleiter hinüber.

„Herr und Frau Hagmann. Sie sind frisch verheiratet und verbringen hier ihre Flitterwochen.“

„Flitterwochen?“, stieß ich überrascht hervor. „Der Mann könnte doch ihr Vater sein. Er ist bestimmt dreißig Jahre älter als sie.“

„Höre ich da einen gewissen Neid aus deiner Stimme?“

Ich runzelte die Stirn. „Ganz und gar nicht. Das wäre für mich völlig undenkbar.“

Ich konnte mir eine Beziehung mit einer so viel jüngeren Frau nicht vorstellen. Ich wäre mir vorgekommen, als stiege ich mit meiner eigenen Tochter ins Bett. Was war das für ein Mann? Hatte er keine Skrupel? Wie konnte so eine Beziehung überhaupt funktionieren? Es waren zwei verschiedene Generationen, zwei verschiedene Welten.

Anna brachte ihre Sicht der Dinge ein. „Ich glaube, der Altersunterschied ist nicht von Bedeutung, wenn zwei Menschen sich verstehen und zueinander passen.“

Ich war etwas irritiert und überlegte, ob sie wohl aus eigener Erfahrung sprach. Ich erinnerte mich an das Gespräch in der Bar, als sie etwas von einer großen Liebe und einer großen Enttäuschung erwähnt hatte. Hatte sie vielleicht eine Beziehung mit einem älteren Mann hinter sich?

Sie schien meine Gedanken zu erraten. „Mein Vater ist fünfzehn Jahre älter als meine Mutter. Sie haben sich auf der Fähre von Trelleborg nach Trave-münde kennen gelernt. Mein Vater arbeitete damals auf der Fähre als Stewart. Meine Mutter war noch Studentin und machte zusammen mit einer Freundin einen Ausflug nach Schweden. Es soll Liebe auf den ersten Blick gewesen sein. Dieser Fährverbindung habe ich sozusagen mein Leben zu verdanken.“ Sie stellte das leere Glas auf den Boden. „Ich muss jetzt leider gehen.“

„Wollen wir zusammen essen gehen?“, fragte ich sie. Meine Stimme klang etwas unsicher.

Sie sah mich über den Rand ihrer Sonnenbrille an. „Sehr gerne. Heute habe ich Dienst, aber morgen Abend würde es gehen.“


„Kennst du ein nettes Lokal hier in der Nähe?“

„Unten am Hafen, die Flamingo Bar. Da isst man nicht schlecht.“


„Sagen wir um acht?“

Sie nickte. „Dann bis morgen Abend.“

Ich sah ihr nach. Ihr eingeölter Körper glänzte in der Sonne.



Ich trank mein Glas aus und sah zu dem ungleichen Paar herüber. Die Frau war verschwunden. Der Mann schlief mit offenem Mund. Meine Gedanken kreisten um Anna. Sie war die erste Frau seit der Scheidung von Silvia, die mich wirklich faszinierte. Ich hatte das Bedürfnis, mehr Zeit mit ihr zu verbringen. Und ausgerechnet jetzt hatte ich einen Auftrag angenommen, der einige Zeit in Anspruch nehmen würde. Silvia hatte mir öfters vorgehalten, dass mein Beruf immer Vorrang vor Familie und Privatleben hatte. Gleichzeitig dachte ich daran, dass ich Cavallo den Wunsch, die Diebstähle zu untersuchen, niemals hätte abschlagen können, und ich musste mit der nötigen Diskretion vorgehen. Ich kam mir auf einmal am Pool ziemlich einsam und verlassen vor.



Als ich zur Rezeption ging, war Mario gerade dabei, einer älteren Frau den Weg zum Friseur unten am Hafen zu erklären. Als sie endlich gegangen war, wandte er sich an mich. „Herr Klein, was kann ich für Sie tun?“

„Hat Sie Herr Cavallo schon informiert über die – spezielle Angelegenheit?“ Ich betonte die beiden letzten Worte.

Mario räusperte sich, warf einen prüfenden Blick nach links und nach rechts und beugte sich zu mir vor. „Selbstverständlich. Ich bin über die – spezielle Angelegenheit im Bilde.“ Seine Stimme wurde leiser. „Ich stehe zu Ihrer Verfügung. Was immer Sie benötigen, ich werde mich darum kümmern.“ Und

dann fügte er hinzu: „Diese Detektivarbeit ist ja so aufregend.“

„Vorerst wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mir eine Liste des Personals geben könnten, das Zugang zu den Zimmern hat.“

Ein Lächeln glitt über Marios Gesicht. „Ist bereits erledigt. Im Auftrag von Herrn Cavallo.“ Wieder warf er einen Blick nach links und rechts und reichte mir einen Umschlag.

„Sehr gut, danke. Können Sie mir sagen, wann der letzte – Vorfall gemeldet wurde?“

Mario schüttelte den Kopf. „Leider nicht. Da muss ich Herrn Cavallo fragen. Ich werde es Ihnen aber so schnell als möglich mitteilen.“

„Vielen Dank, Mario. Ich wüsste gar nicht, was ich ohne Sie anfangen würde.“

Ein breites Lächeln zeigte sich auf seinem Gesicht. „Es ist mir eine Ehre, Ihnen helfen zu können“, entgegnete er. „Bitte sagen Sie mir, wenn ich sonst noch etwas für Sie tun kann.“

Ich bedankte mich nochmals und ging auf mein Zimmer.

Auf dem Tisch beim Fenster stand ein großer Strauß mit gelben Rosen. Im Zimmer duftete es wie in einem Blumengeschäft. Ich holte mir ein Mineralwasser aus der Minibar und setzte mich auf die Terrasse. Der Umschlag, den Mario mir gegeben hatte, enthielt eine Liste, auf der alle Personen aufgeführt waren, die Zugang zu den Zimmern hatten. Es wa-

ren insgesamt neun Personen, welche mit Nachname, Vorname, Geburtsdatum, Datum der Einstellung und Aufgabe aufgelistet waren. Daraus konnte ich ersehen, dass die meisten schon viele Jahre im Hotel arbeiteten. In den letzten paar Monaten waren drei Personen neu eingestellt worden: Carla Bianchi, Roberto Di Cave, und Maria Martelli.

Das Telefon klingelte. Ich eilte hinein und nahm den Hörer ab. Ich hoffte, dass sich Annas Stimme melden würde.

„Der letzte – Vorfall – ereignete sich letzte Woche am Freitag, Zimmer 206“, flüsterte Mario in den Hörer. „Es wurde Geld aus einer Brieftasche gestohlen.“

„Waren an diesem Tag alle Personen auf der Liste anwesend?“

„Nein, Roberto Di Cave arbeitete letzte Woche nicht. Er musste nach Sizilien zur Beerdigung seines Vaters fahren.“

Ich bedankte mich und legte auf.

Roberto Di Cave schied nun als Verdächtiger aus. Es blieben noch Carla Bianchi und Maria Martelli. Ich studierte nochmals die Liste. Beide hatten im April ihre Arbeit im Hotel begonnen. Carla Bianchi war gemäß den Angaben auf der Liste 53 Jahre alt, Maria Martelli 24. Beide waren als Zimmermädchen eingestellt worden. Ich rief die Rezeption an.

Mario meldete sich.

„Arbeiten Carla Bianchi und Maria Martelli morgen?“, fragte ich.

„Ein Moment bitte, ich muss in der Wochenplanung nachschauen.“ Es knackte im Hörer. Nach einer kurzen Pause meldete sich Mario wieder. „Ja. Beide sind für die erste Etage zuständig.“

„Können Sie den Plan so ändern, dass beide morgen in der zweiten Etage arbeiten?“

„Das kann ich veranlassen. Und was soll ich ihnen sagen, wenn sie nach dem Grund fragen?“

„Sagen Sie einfach, es sei eine Anweisung von Herrn Cavallo. Um welche Zeit wird jeweils mit dem Zimmeraufräumen begonnen?“

„Etwa um zehn Uhr. Vorausgesetzt, der Schlüssel wurde an der Rezeption deponiert.“

„Gibt es einen Ersatzschlüssel für mein Zimmer?“

„Es gibt für jedes Zimmer einen Ersatzschlüssel, welcher in einem Safe verwahrt wird.“

„Gibt es auch einen Schlüssel für die Verbindungstür zum Zimmer nebenan?“

„Ja. Diese Schlüssel befinden sich ebenfalls im Safe, da sie sehr selten benötigt werden.“

„Ist das Zimmer neben meinem belegt?“

„Nein, es ist im Moment frei.“

„Sehr gut. Können Sie den Ersatzschlüssel für mein Zimmer und den Schlüssel für die Verbindungstür morgen um neun an der Rezeption für mich bereithalten?“

„Die Schlüssel werden pünktlich für Sie bereitliegen.“ Mario räusperte sich, dann fragte er leise: „Sind Carla und Maria die Verdächtigen?“

„Ich fürchte, ja. Aber absolute Diskretion, bitte.“

„Selbstverständlich.“

Ich machte es mir wieder in meinem Liegestuhl auf der Terrasse bequem. Der Wind war in der Zwischenzeit noch stärker geworden und die Wellen brausten in tosenden Wogen ans Ufer. Ich überlegte, wie ich diesen Fall angehen könnte. Wieder überfielen mich Zweifel, dass ich den Fall angenommen hatte. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen auszuspannen und von allem etwas Abstand zu gewinnen. Ein seltsames Gefühl stieg in mir auf, als ich daran dachte, dass ich Anna morgen in der Flamingo Bar treffen würde. Und für einen Moment hatte ich das starke Bedürfnis, sofort in die Hotelbar hinunter zu gehen.

Ich musste an Tom denken. Er war ein überzeugter Junggeselle, der nie eine feste Beziehung einging. Von Zeit zu Zeit trafen wir uns in einer Bar und sprachen über die guten alten Zeiten bei der Polizei. Und er erzählte manchmal von seinen verschiedenen Affären. Ich hatte ihm immer interessiert und ein wenig neidisch zugehört. Ob Tom wohl die bessere Art zu leben gewählt hatte? Ob er glücklicher war?

Ich nahm einen großen Schluck aus der Flasche und betrachtete die drohenden dunklen Wolken am Horizont. An diesem Abend beschloss ich im Zimmer zu bleiben, etwas fernzusehen und früh ins Bett zu gehen.